

Geschichte der Germanistik

Historische Zeitschrift für die Philologien

Herausgegeben von
CHRISTOPH KÖNIG
und
ANNA KINDER

in Verbindung mit
Michel Espagne,
Ralf Klausnitzer,
Denis Thouard und
Ulrich Wyss

2019
Doppelheft 55/56

Wallstein Verlag

**Eine Veröffentlichung
der Deutschen Schillergesellschaft e. V.**
Redaktion: Ruth Doering und Na Schädlich

Editorial Board:

Anne Bohnenkamp, Beatrice Gruendler, Michael Lackner, Sheldon Pollock, Jörg Schönert, Jürgen Paul Schwindt und Meike G. Werner

Die Zeitschrift ›Geschichte der Germanistik‹ widmet sich unter vier Gesichtspunkten – Forschung, Diskussion, Dokumentation und Kommunikation – der Fachhistorie der deutschen Philologie, der Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte sowie der Historie der Philologien weltweit zugunsten einer Komparatistik der Philologien. Das kritische Potential der Wissenschaftsgeschichte soll für die Fächer heute, die sich der Literatur und der Sprache widmen, entfaltet sein.

Die ›Geschichte der Germanistik‹ erscheint in der Regel als Doppelheft einmal jährlich. Preis des Doppelheftes €14,-; im Abonnement €10,-. Preise und Lieferbarkeit älterer Hefte auf Anfrage. Beiträge sind an die Herausgeber der ›Geschichte der Germanistik‹ zu senden:

Prof. Dr. Christoph König
Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur
Universität Osnabrück
Neuer Graben 40
49074 Osnabrück
Deutschland
E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de

Dr. Anna Kinder
Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik
Deutsches Literaturarchiv Marbach
Postfach 1162
71666 Marbach/Neckar
Deutschland
E-Mail: anna.kinder@dla-marbach.de

Für die Einrichtung der Beiträge, die als Manuskript und elektronisch einzureichen sind, ist ein Merkblatt maßgebend, das bei der Redaktion anzufordern ist.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2019
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond und Frutiger Roman
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-3500-4
ISSN 1613-0758

Inhalt

Aufsätze

- Ist das romantische Fragment ein Fragment? (*Dieter Burdorf*) 5
- (Philo-) Logica-Mathematica – Giovanni Vacca's (1872-1953) attempts of translation between mathematical formulas and Chinese text via simplified Latin (*Andrea Bréard*) 16
- Un projet de dictionnaire sino-européen des concepts critiques (*Michel Espagne*) 34
- Über das ›optische Denken‹ als hermeneutisches Argument in der Tradition der chinesischen Philologie (*Na Schädlich*) 44
- L'herméneutique de la lecture de Hans Blumenberg (*Denis Thouard*) 64
- Karol Irzykowski als Leser Simmels (*Monika Tokarzewska*) 75
- Serendipity. Robert Merton und die Anthropologie der Erkenntnis (*Joachim Nettelbeck*) 79
- Philologische Fragmente zur Gegenwart (2018-2019) (*Christoph König*) 83
- Die Korrektur der Bildung durch die Philologie. Georg Büchmanns ›Geflügelte Worte‹ (*Heinz Schlaffer*) 90
- Ein Russe in Deutschland: die Odyssee des »Professors« Matankin (*Konstantin Azadovskij, Gabriel Superfin*) 97

Inedita

- La correspondance entre Peter Szondi et Jean Bollack (1959-1971): prépublication d'un choix de lettres (*Solange Lucas*) 128

Nachlässe – Sammlungen – Autographen

- Neuerwerbungen der Marbacher Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv Marbach (*Ruth Doersing*) 137

Kommentierte Bibliographie

Systematische und theoretische Aspekte	139
Hermeneutik, Philologie, Textkritik	140
Institutionen- und Personengeschichte	142
Digital Humanities	144
Literaturwissenschaft	144
Sprachwissenschaft	146
Klassische Philologie	147
Romanistik	149
Sinologie	149
Slawistik	150
Andere kultur- und geisteswissenschaftliche Disziplinen	150
Geschichtswissenschaft	150
Philosophie	150
Politikwissenschaft	151
Sozialwissenschaften	151

Projekte, Kolloquien

Erforschung schulischer Lektürehilfen zwischen Literaturwissenschaft, -didaktik und -unterricht. Ein Projektauftritt (<i>Manuel Mackasare, Sebastian Susteck</i>)	153
Friedrich Gundolfs ›Geschichte der deutschen Literatur‹ (<i>Philipp Redl</i>)	156
Der ›freie Geist‹ exzerpiert. Friedrich Nietzsches Lese- und Schreibpraktiken zwischen disziplinierter Gelehrsamkeit und schriftstellerischer Autonomie (<i>Mike Rottmann</i>)	157
Zur ›Kritik‹ der Celan-Lektüren von Jean Bollack (<i>Tim Schünemann</i>)	160
Giornata in ricordo di Lea Ritter Santini. Morgex, Valle d'Aosta, 14. September 2018 (<i>Anneke Thiel</i>)	161
Wie wirkmächtig sind Erzählungen? Zum Verhältnis von Narration und Macht. Deutsch-französische Perspektiven. Junges Forum des Centre Marc Bloch, Berlin, 2.-3. Mai 2019 (<i>Eva S. Wagner</i>)	163

Christoph König Philologische Fragmente zur Gegenwart (2018-2019)

X¹ 88

Sie sehen sich nicht selbst zu. Die drei Autorinnen des Artikels ›Literaturwissenschaftler lesen ungenau? Krisenrede‹ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.8.2018; Claudia Dürr, Andrea Geier, Berit Glanz) nehmen für sich Textnähe in Anspruch, doch unterstützen sie nicht die Lektüre (oder deren Reflexion), sondern »Diskussionen über unterschiedliche [theoretische] Zugänge zu literarischen Texten«, als müsste man über die Lektüre, die jeder literaturwissenschaftlichen Analyse vorausgeht, nicht sprechen. Und sie gehen von der institutionellen Praxis einer Verbundforschung aus, ohne zu bemerken, dass die Frage des Textzugangs auf einem anderen Blatt steht als eine institutionelle Strategie: Aus der Verbundforschung kann man keine Ablehnung der Einzellektüre herleiten. Man kommt so nicht zum Kern der philologischen Reflexion – und auch nicht zum Kern des Beitrags von Melanie Möller (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1.7.2018), der das Ziel der Polemik ist.

Falsche Gleichungen liegen zugrunde. Man identifiziert die Literaturwissenschaft mit der Kulturwissenschaft, obwohl seit den 1960er Jahren mit der Linguistik und dem Strukturalismus eine ganz und gar nicht an Kultur orientierte Szientifizierung die ›Literaturwissenschaft‹ erst schuf. So konstruiert man zu kurz einen Gegensatz von Philologie und Kulturwissenschaft. Ebenso wird die philologische Lektüre zunächst als Theorie ›aufgebaut‹ und dann – weil Theorie und Strategie als identisch gelten – zu einem disziplinären Grabenkämpfer herabgewürdigt, auf den man verzichten könne. Nicht begriffen wird weiters, dass eine kritische, aufgeklärte Philologie über die Praxis der Lektüre nachdenkt, ohne die auch die Literaturwissenschaftler nicht auskommen, und diese Praxis nur zu verbessern ist, wenn nicht sogleich eine Theorie (die ihrer eigenen, anderen Logik sich verdankt) zur Stelle ist (man liest: »Close Reading etwa wird je nach Literaturverständnis in hermeneutischen Ansätzen ebenso wie in textimmanenten und dekonstruktivistischen Herangehensweisen praktiziert.«). Dass man früher nicht richtig über das Lesen nachdachte (›werkimmanent‹ nannte man es), ist kein Argument gegen den Weg.

All dies ist in einem schwärmerischen Ton vorgetragen, als könnte man in Theorien ein Leben finden, eine Gemeinsamkeit, und einen Ersatz für die schwindende Be-

1 Der Buchstabe ist eine Referenz an die von Jean Bollack in seinem Buch ›Au jour le jour‹, Paris 2012, gesammelten »notes brèves, désignées par la lettre la plus énigmatique de l'alphabet, la lettre X« (S. 1); erstmals bin ich mit einer Auswahl meiner ›X‹ an die Öffentlichkeit getreten in: Philologische Fragmente zur Gegenwart (2003, 2008/9, 2016/17), in: Engagement und Diversität. Frank-Rutger Hausmann zum 75. Geburtstag, hg. von Wolfgang Asholt, Ursula Bähler, Bernhard Hurch, Hening Krauss und Kai Nonnenmacher, München 2018, S. 315-334. Eine Fortsetzung veröffentlichte ich unter dem Titel ›Philologische Fragmente zur Gegenwart (2016-2018)‹, in: Geschichte der Germanistik 2018, H. 53/54, S. 54-62; hier folgt nun eine dritte Lieferung.

deutung von Literatur. Was aber hätte die Anerkennung des Gegenstands² mit dem methodischen Zugang zur Literatur zu tun? Eine weitere Identifikation jener Art. Die Schwärmerei stört am meisten.

X 89 (7.12.2018)

Yves Bonnefoy wendet sich entschieden gegen Alexander Polzins Skulptur ›Hommage à Paul Celan‹, die seit Mai 2016 im Pariser Jardin Anne Frank steht. Der Hauptvorwurf lautet, sie sei symbolisch.³ Wenn Yves Bonnefoy ›symbolisch‹ sagt, dann stellt er eine Beziehung zwischen Poesie und Welt her. Das ist für ihn ein Vorwurf, weil er von der Möglichkeit einer absoluten Poesie ausgeht. Das Gegenüber der absoluten Poesie sind für ihn zum Beispiel die Ideologie oder das Denken in Schemata. Die Poesie wäre absolut, weil sie sich davon völlig befreite. Und für ihn hat sich Celan davon völlig befreit. Nun ist das Verhältnis zur Realität in den Gedichten Celans kompliziert. Tatsächlich ist es letztlich absolut in dem Sinn, dass Celan in seinen Gedichten eine Freiheit erlangt, zu deren Verständnis man keine Referenzen mehr benötigt. Das ist bewusst scharf und deutlich gegen die biographische Phase der Celan-Forschung gesagt, in der wir leben, aber diese Absolutheit trägt in sich bestimmte Spuren der poetischen Arbeit. Man kann sie, sofern man vorsichtig ist, besser – in ihrem Abstand – begreifen, wenn man darauf achtet, wie sie zustande gekommen ist. Wie ist sie zustande gekommen? Natürlich durch eine Veränderung. Das ist ein doppelter Prozess. Zunächst sind die Gedichte schwer zu verstehen, weil sie die Referenz nicht mitliefern. Sie verwenden Wörter und das Bezeichnete erschließt sich nicht. Das hat man in den 1960er Jahren als Beweis für die Hermetik der Lyrik genommen (ich denke an Beda Allemann). Es gibt aber eine zweite Arbeit, die danach kommt, nämlich das, was nicht gesagt wird, noch einmal zu verschlüsseln. Die Wörter, mit denen etwas bezeichnet wird, was nicht präsent ist, werden noch einmal verschlüsselt und bekommen ihre eigene Bedeutung. Also wäre das Herz das Organ der Poesie oder Augen wären auch die Gedichte, die zugeschlifene Linse Spinozas (im Gedicht ›Pau, später‹) und so weiter. So hat man einen Aufbau, den man mit der systematischen Geschichte der skeptischen Philosophie vergleichen kann. Descartes hätte gesagt: Bei dem, was wir sehen, ist nicht sicher, dass wir es sehen. Träumen wir oder träumen wir nicht? Das wäre die erste Phase. Und Kant würde die Frage stellen: Was ist es denn, das wir nicht sehen? Das wäre die andere Phase. Celan würde also in der zweiten Phase die Antwort geben, nämlich: ›Ich konstruiere diese Schwierigkeit, indem ich eine eigene Idiomatik schaffe.‹ Vielleicht ist es das Kennzeichen der Celan'schen Dichtung insgesamt, dass man einen Aufbau wachsender Schwierigkeiten vor sich hat, aber zugleich auch diesen Aufbau eingebaut in eine geradezu skeptische Haltung, die darüber nachdenkt: Was mache ich eigent-

2 Christoph König, Achtung vor den fremden Werken, FAZ, 23.9.2015.

3 Ich danke Alexander Polzin für die Einsicht in Bonnefoys Brief; vgl. allgemein das ein Jahr später veröffentlichte Buch: Yves Bonnefoy, *Ce qui alarma Paul Celan*, Paris 2007.

lich? Und wenn man diese doppelte Enigmatisierung nachvollzieht, dann kann man die Gedichte Celans gut verstehen, dann öffnen sie sich. Wenn man sie also darin beobachtet, wie sie sich selbst herstellen, dann braucht man auch (wie Bonnefoy) keine Referenz mehr.

X 90 (28.1.2019)

Der Schlusschor von Goethes ›Faust. Der Tragödie zweiter Teil‹ handelt vom Werk als Theaterstück. Darauf bezieht sich das Gleichnis, welches das Vergängliche gebe – nicht das Werk ist ein Gleichnis für das Leben und all das historische Material, das in das Werk eingegangen ist, sondern gegenläufig deutet das im Werk angeeignete Material das Werk. Nur weil im ganzen Stück alles vom Dichter assimiliert worden ist, wird das möglich. Jeder Moment, jede Szene, jede Figur erläutern als Gleichnis das Werk, das Werk in seinem Prinzip, in seiner Machart und in seinem Sinn.

Nun ist es müßig zu streiten, worauf sich das »Hier« (V. 12107) bezieht, auf Faust als Figur, die ›Bergschluchten‹ selbst, oder allein auf den Gesang des Chorus Mysticus. Das Prinzip greift auf alles zu. Drei Sätze entfalten sukzessive – und in der Sukzession notwendig den Gegenstand des Gleichnisses. Sie führen selbst das Prinzip vor, von dem sie handeln. Zunächst gilt das Gleichnis dem Ereigniswerden des Ungenügenden (des »Unzulängliche[n]«, V. 12106), das sogleich als Metier, als Bühnengeschehen (im Sinn des Goethe'schen ›er-äugnen‹, vgl. V. 12107) bestimmt ist. Die Geschichte (respektive das Material) dient als Explikans des Dramas. Kraft des nächsten Satzes, der vom »Unbeschreibliche[n]« (V. 12108) spricht, wird der Bedeutung ›ungenügend‹ rückwirkend die Bedeutung ›unzugänglich‹ beigelegt.

Der Streit der Forschung um die Frage, ob ›unzulänglich‹ inakzessibel oder insuffizient meint, ist im Prozess der internen Resemantisierung begründet und beigelegt (schon der Wortsinn von ›zulangen‹ öffnet eine Möglichkeit für das ›inakzessibel‹). Man bleibt nun auch im zweiten Satz im poetischen Metier: Was sichtbar wird (nämlich das Ungenügende und insofern Unzugängliche), wird sichtbar nicht kraft der Beschreibung (des dem Auge Zugänglichen), sondern kraft der Tat auf der Bühne. In diesem Sinn ist der Streit beigelegt: Wenn das Ungenügende auf die Bühne gebracht wird, zeigt sich die Grenze des (interpretierenden, erzählenden, lyrischen) Beschreibens – diese Grenze wird vorgeführt. Das Beschreiben reicht nicht dorthin, wo das Theater sein kann. Diese Theater-Sphäre bleibt ihm unzugänglich.

Von dieser Sinnbewegung ist auch das »Ewig-Weibliche« (V. 12110) erfasst. Es meint genau das Prinzip dieser (Vergänglichkeit schaffenden) Prozesse im Drama. Dass es weiblich sein soll, bezeugt die Anbindung an die konkrete Szene der ›Bergschluchten‹. Der Chor ist schließlich der Theaterchor, der sich selbst analysiert – und feiert. An einem jenseitigen, transzendenten ›Unbeschreiblichen‹ hat er (anders als Albrecht Schöne meint) kein Interesse.

X 94 (6.4.2019)

Auf den alten Tableaux zeigen die Narren und Spötter die (früher üblichen schlechten) Zähne.

X 95 (7.4.2019)

Gerade in der Anerkennung seiner ›zweiten Autorschaft‹ stellt sich Paul Celan gegen die deutsche, vom Geniebegriff dominierte Tradition (ein vielfaches Missverständnis seit Goethe). Celan bezeichnet sich selbst als »Altmetaphernhändler«.⁴ Kritik und Reverenz verbinden sich: Die Polemik gegen eine Dichtung, die in den Augen Celans mitverantwortlich war für die Shoah, erweist sich als auf philologische Weise hell-sichtig für deren Eigenarten. Die Praxis in den Gedichten unterscheidet sich damit von der tragischen Lage des Autors, der in der sog. ›Goll-Affäre‹ unter dem Verdacht des Plagiats steht und sich gegen das Vorurteil einer nur sekundären jüdischen Kreativität wehren musste. Tragisch ist Celans politischer Streit gegen eine (ebenso missverständliche) Zuordnung zum ›Zitat‹. Wer in Celans Sinn das Werk gegen die Biographie hält (in der als Zitierer abgestempelt zu werden fatal war), riskiert, von Celan-Forschern, die nicht anerkennen, dass innerhalb des Zitats eine parodistische, poetische Freiheit möglich wird, gegen Celan ausgespielt zu werden.

X 96 (7.4.2019)

Projekte über die Philologie besitzen für herkömmliche Drittmittelgeber nicht den nötigen theoretischen Mehrwert. Philologisch, ist das Projekt an den Gegenstand gebunden. Der Nachvollzug in der Lektüre (des Antragsstellers) ermöglicht eine Übung, eine Denkübung, die jeden anderen literarischen Gegenstand neu sehen lässt. Darin besteht eine sonst kaum zu vermittelnde Verallgemeinerbarkeit.

X 97 (9.4.2019)

Goethe, der rückblickend die poetische Reichweite beurteilt, die die früheren Einfälle innerhalb seines voranschreitenden ›Faust II‹ besitzen, und, je nach dem, die Reichweite begründet, gibt diesen Einfällen ein vorzukünftiges Potential. Von später her gesehen, werden die Einfälle sinnvoll zu einem bestimmten ›Werk-Zeitpunkt‹ gelangt sein. Ihr Potential ist archivisch, spatial aufbewahrt – die historische Zeit des Materials (Antike, Moderne, Auferstehung) spielt keine Rolle. Mater Gloriosa betrachtet sich am Ende selbst, sie sei »Jungfrau, Mutter, Königin, / Göttin« (V. 12102f.) zugleich, Gretchen (Jungfrau und Mutter), Helena (Königin und Göttin) und Maria, Mutter Gottes. So erhält die komposite Tradition ihren Sinn.

4 Paul Celan, Hanne und Hermann Lenz, Briefwechsel. Mit drei Briefen von Gisèle Celan-Lestrange, hg. von Barbara Wiedemann in Verbindung mit Hanne Lenz, Frankfurt a. M. 2001, S. 151.

Das Kapitel ›Johannes‹, 20, führt vor, wie die Fähigkeit zu glauben entstehen soll. Die Geschichte, die das vorführt, ist freilich interessiert, wie der abschließende Kommentar des Erzählers, der sich vorher schon einmischt (wenn er vermisst, dass nicht nach der Schrift gedacht werde), bekräftigt. Die Dynamik geht von den Leintüchern aus und wie sie wahrgenommen werden – die Dynamik ist zunächst visuell, doch auf die Veränderung der Wahrnehmung kommt es an. Maria Magdalena war als erste am Grab, sie sieht nur, dass der Stein weggeschoben ist; daraufhin eilen Simon Petrus und der Lieblingsjünger zum leeren Grab und schauen hinein, der Jünger zuerst und er sieht die Leintücher, dann Petrus, der ebenfalls die Leintücher sieht und zudem das zusammengefaltete Schweiß Tuch. Eine erste Art des Glaubens ist erreicht: Jesus ist nicht im Grab (darauf bezieht sich der Erzählerkommentar »Denn sie wußten [verstanden] die Schrift noch nicht«; 20,9). Die nächste Stufe wird von Maria erreicht, nun schaut sie (als Dritte) hinein und sieht zwei Engel dasitzen – die Leintücher haben sich kraft ihres ›Sehens‹ verwandelt. Noch geht es nur darum, den Raub zu bestätigen, aber der spätere ›Glauben‹ Marias ist schon präfiguriert.

Das Sehen ist nur *eine* Form der Sinneswahrnehmung, zwei weitere spielen in diesem Kapitel eine Rolle: das Taktile und das Hören – eine Sinneshierarchie entsteht, in der das Sehen die Nobilität des Hörens erlangen soll. Denn nun tritt Jesus hinter Maria; sie steht zwischen den Engeln und Jesus und dreht sich mehrfach um, indem sie zu Jesus spricht und auch zu den Engeln: zuerst zu den Engeln (sie beklagt den ›Raub‹ des Leichnams), dann zu Jesus (den sie für den Gärtner hält). Sie erkennt Jesus, der zu ihr spricht, nicht. Eine zweite Anrede Jesus' (20,16) setzt ein Hindrehen Marias zu den Engeln voraus, das nicht erzählt wird, denn nun heißt es, sie höre Jesus ihren Namen aussprechen und drehe sich dann um. Dieses Umdrehen hat einen bestimmten semantischen Wert, der wohl darin besteht, dass das zweite Hinsehen nun akustisch (und zwar über den Namen) gebessert ist. Es setzt das Nichtsehen voraus. So kann sie ›glauben‹, dass Jesus lebt. Eine zweite Bedeutung des Wortes ›glauben‹ (Auferstehung von den Toten), dem die dritte (die Auffahrt in den Himmel) noch fehlt. Die dritte Bedeutung wird daher nun von Jesus ergänzt (20,17). In diesem vollständigen, dritten ›Glauben‹ berichtet sie den Jüngern (20,18).

Wenn Jesus also schließlich Thomas auffordert ihn anzusehen, glaubt Thomas (der Erzähler sagt nichts davon, dass Thomas in die Wundmale gegriffen habe) dem Jesus, der sagt, er solle ihn ansehen und berühren. Beide Formen der Sinnesbestätigung sind vom Akustischen erledigt, mit anderen Worten: im Akustischen, im Hören der Stimme Jesus' aufgehoben. Damit ist die Hierarchie konstruiert: Tasten und Sehen gehören zusammen: kein Tasten ohne Sehen, das Sehen steht allein, und das wahre Hören vollzieht sich ohne Sehen (vor dem Grab). Die Anagnorisis Marias (20,16) war allein dem Hören möglich. Vom Sehen kann mit Fug und Recht behauptet werden, es soll für den Glauben nicht nötig sein.

X 99 (12.5.2019)

Wer ist autoritär? Der den Leser der eigenen Interpretationen der Esoterik und ihrem Wahn aussetzt, sei er zahlenmagisch, etymologisch oder in der ›objektiven‹ Struktur von Traditionen aufgehoben? Wolfram Groddeck sieht die Fibonacci-Reihe in Rilkes Werken und ebenso in den ›Dionysos-Dithyramben‹ von Nietzsche wirksam: Die Zahlen 1, 3, 5, 8 etc. bestimmten die Verhältnisse in den Gedichten. Oder ist der autoritär, der den Dichtern zutraut, damit nichts zu tun haben zu wollen – und sich dieser Distanz in der Lektüre fügt? Eine Orwell'sche Umkehrung der Werte hat sich durchgesetzt, sodass man dem Leser die Freiheit gebe, der sich allgemeinen, ihm entzogenen Gesetzen unterordnet.

X 100 (August 2018)

Im ›Besserm Verständnis‹, der den ›West-östlichen Divan‹ abschließenden Erläuterung, schiebt Goethe im Abschnitt ›Araber‹ seine Übersetzung des Rachedgedichts von Ta'abbaṭa Sharran ein; er hat von Kosegarten mehrere Übersetzungen erhalten und sich vor allem in der Weimarer Bibliothek die Dissertation ›Carmen arabicum‹ von Georg Wilhelm Freytag (Königsberg 1814) ausgeliehen, die zum Arabischen eine lateinische Übersetzung hinzufügt und eine deutsche Übersetzung der achtundzwanzig Strophen gibt. An entscheidender Stelle nutzt Goethe eine klare syntaktische Bezüglichkeit in der lateinischen Übersetzung, die Freytag in seiner deutschen Übersetzung in eine Ambivalenz bringt, die keine sein muss, folgte man der rhetorischen Figur und erkannte man sie. Doch im (absichtlichen) Missverkennen der rhetorischen Figur kehrt Goethe das Subjekt-Objekt-Verhältnis genau um: Aus dem Täter wird das Opfer.⁵

Es geht um den Geist der Rache. Ta'abbaṭa Sharrans Gedicht beschreibt die fortgesetzte und – in moderneren Ohren – exzessive Gewalt des Onkels, dessen Tod der Neffe rächt; der Onkel, den die Hudeseiliten schließlich töteten, hatte sie selbst grausam verfolgt. Die Strophen 18 bis 20 schildern das: Der Onkel hatte den Hudeseiliten die Lanze zerbrochen, und sie taten es ihm dann gleich, doch der Onkel war weiterhin grausam und legte seine toten Feinde an exponierter Stelle aus und beraubte sie. Soweit die arabische Quelle. Die entscheidende Passage lautet in der lateinischen Übersetzung von Freytag:

»Et perfecto si Hudeilita fregit eius cuspides sane pro eo, quod Hudeilititas fregerat.« (Vers 18) (in Freytags Übersetzung: »Und wenn der Hudeseilit die Spitz ihm auch zerbrach, / so geschah es nur, nachdem er / zertrümmert hat den Hudeseiliten.«)

5 Vgl. Wolfhart Heinrichs, Ta'abbaṭa Sharran, Goethe, Shākir, in: Reflections on Reflections. Near Eastern writers reading literature, dedicated to Renate Jacobi, hg. von Angelika Neuwirth and Andreas Christian Islebe, Wiesbaden 2006, S. 191-252. Zu Heinrichs vgl. Beatrice Gruendler, Philological Vignettes from (Near) East to West, in: Geschichte der Germanistik, 45/46, 2014, S. 71-73. Beatrice Gruendler verdanke ich den Hinweis auf Heinrichs große Abhandlung und auf wesentliche Aspekte der arabischen Literatur.

Der nächste Vers (der arabische Vers wird mit seinen vier Teilen im Deutschen als vierzeilige Strophe wiedergegeben) lautet:

»Et quod eum detruserat ad locum quietis angustum, in quo cameli ungula per-
foditur.« (Vers 19) (Freytag: »Nachdem er ihn auf einen Ruheplatz gelegt, / Sehr
rauh war dieser, selbst Cameele / Zerbrechen sich dort [ihre] Klauen.«)

Auf wen beziehen sich das ›eum‹ respektive das ›detruserat‹?

Im Arabischen ist von den Hudseiliten nur im Plural die Rede. Der Onkel steht den Hudseiliten gegenüber. In der Tradition der lateinischen Übersetzungen des Verses 18 wird ein Unterschied eingeführt: ein Hudseilite (›Hudseilita‹) steht den Hudseiliten (im Akkusativ plural: ›Hudseilitas‹) gegenüber, der Onkel hat die Hudseiliten verfolgt und wird von einem Hudseiliten getötet. Somit bezieht sich das ›eum‹ auf ›Hudseilita‹ und das ›detruserat‹ auf den Onkel: Der Onkel hat die fortgesetzte Grausamkeit (das Aussetzen) verübt.

Nun gebraucht Freytag in seiner Wiedergabe eine rhetorische Möglichkeit, aus den Hudseiliten (im Plural) macht er (in Vers 18) ›den Hudseiliten‹ (als Synekdoche im Numerus). Sind die vielen rhetorisch zu einem geworden, kann das ›detruserat‹ sich auf die vielen beziehen. Freytag übersetzt entsprechend schon im Lateinischen (denn im Arabischen sind es immer noch die Hudseiliten, die er niederknien lässt) das Verb und das Objekt im Singular (dem Rhetorischen folgend) und eröffnet die Möglichkeit, dass der Hudseilite den Onkel (er wäre nun das Singularobjekt) tötet. Diesen Wechsel in der Übersetzung nutzt Goethe und kehrt die Verhältnisse um: In seinem Gedicht haben die Hudseiliten den Onkel ausgesetzt und des Onkels Reaktion folgt einer Logik, statt dem Exzess. Die Logik gleicht den puren Rachedurst aus, eine kleine ästhetische Sublimierung. Goethe führt eine Art ›Recht‹ im Sinn der klassischen Tragödie ein, dem dann das ›Leben‹ unterliegt, und schafft so den der fortschrittlicheren Gattung nötigen Konflikt.

X 101 (August 2018)

In der Krise des Historismus versuchen die Einen, die Geschichte zu meistern, indem sie sich Goethes versichern. Hofmannsthal macht aus ›Goethe‹ ein großes Wort, das atmosphärisch die Tradition, der auch Goethe angehört, einen soll. Andere, es sind die Wenigsten, suchen Goethe im *métier* aufzugreifen und lesen das Werk produktiv, Rilke etwa das Festspiel ›Pandora‹, dessen Manierismus und radikale Künstlichkeit er würdigt (wie später auch Adolf Muschg) – er stellt das Festspiel über die anderen Werke Goethes. Auch Benjamin ›liest‹, doch fügt er die Geschichtsphilosophie der in der Hoffnung immer schon enttäuschten Kreatur ein: Zwar schlage sich (so werden das Adorno und später noch Szondi fassen) die Geschichte in der Form nieder, doch die Form ist nicht die des Metiers, sondern eine Idee, die selbst die Zerstörung der Werkebene (wie sie dem ›Kommentar‹ zugänglich sei) voraussetzt. So rückt Benjamin wieder ganz an Hofmannsthal und die Seinen heran.

Finden und Erklären folgen unterschiedlichen Gesetzen. Im Finden einer Einsicht (und es geht hier um das Verstehen literarischer Werke) aggregieren wiederholte und wiederholt bedachte Lektüren. Dem Schreiben kommt eine entscheidende Rolle zu; man beobachtet sich, wie von Wort zu Wort (also dynamisch, im Willen fortzusetzen) das vielfach Erkannte sich nach Maßgabe einer konzentrierten Schreibbewegung zeigt und fügt. Oft gibt das Schreiben von Hand das richtige Tempo vor. Was die Sprache (und eben nicht der Begriff) auf diese Weise fasst, besitzt eine Art nicht-diskursiver Plausibilität. Man erklärt sich selbst den Sinn eines Werks. Kehrt man später zurück, steht man vor einem Mix von Finden und Erklären, sofern der, dem man die Lektüre im Selbstgespräch zunächst verdeutlichte, einer Disziplin angehört, die methodisch argumentiert. Oft bleiben im Licht solcher Erklärungsnormen Einsichten dunkel, die im Moment des Schreibens (und also Findens) ihre Richtigkeit hatten. Das spätere Unverständnis soll sich nicht von vornherein durchsetzen, es ist nur eingeschränkt gültig. Wer ist man selbst, als Leser, später geworden? Bevor man korrigiert und streicht, soll die Fremdheit gewürdigt sein und solange als möglich (auch über diesen Moment des Überarbeitens hinaus) erhalten bleiben: Es geht um das Potential des Findens.

(Prof. Dr. Christoph König, Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49074 Osnabrück; E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de)

Heinz Schlaffer

Die Korrektur der Bildung durch die Philologie. Georg Büchmanns

›Geflügelte Worte‹

Seitdem es Bildungsforscher, Bildungspläne, Bildungsministerien gibt, Bildung also verwaltet wird, geht sie im praktischen Zweck der Ausbildung auf. Verblasst ist der anspruchsvolle, vieldeutige und undeutliche Begriff der Bildung, um dessen Bestimmung sich deutsche Philosophen und Pädagogen vom Ende des 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, von Herder und Humboldt bis zu Spranger und Gadamer, bemüht hatten. Nicht wenig sollte diese Bildung leisten: die Versöhnung von Individuum und Gesellschaft, von Gegenwart und Geschichte, Verstand und Gefühl, traditioneller Kultur und persönlicher Kultivierung. Damit war jedoch nicht das Problem gelöst, woran man erkennen könne, ob reale Personen, die eigene Person nicht ausgenommen, genügend Bildung besitzen, damit sie zum angesehenen Teil der Bevölkerung zählen. Das Ideal der Bildung, entworfen von Philanthropen, die das Glück jedes Einzelnen zu steigern gedachten, hatte für den Einzelnen auch bedenkliche Folgen. »Wo immer von einem Menschen die Rede ist, da wird alsbald gehandelt, ob er ge-